

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336754](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336754)

geboren, ein Bezwingler der Ungläubigen, des Reiches Beschützer, ein Hort Deutschlands, der Feinde Schrecken; ein ruhmwürdiger Heerführer, der immer gesiegt hat, nie besiegt wurde, außer vom gemeinsamen Schicksal, welches auch den großen Helden nicht verschont hat."

Im badischen Volke wird das Andenken an den Türkenlouis nie erlöschen.

*

Wie aus einem Matthias eine Barbara wurde

Von Hermann Jacob.

An der sonnigen Südseite des vulkanischen Kaiserstuhlgebirges liegt Fhringen, der größte Weinbauort Badens, der auch der wärmste Ort unseres Landes sein soll. Es ist darum nicht verwunderlich, wenn dort in der Sonnenglut ein guter Tropfen gedeiht.

Dort hat sich vor etwa 170 Jahren ein höchst seltsamer Irrtum zugetragen. Der Leser wird aber im folgenden doch den Eindruck gewinnen, daß es sich durchaus um eine wahre Geschichte handelt.

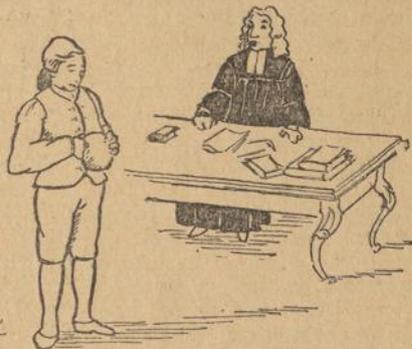
Am 30. Oktober des Jahres 1764 um 3 Uhr in der Frühe ward dem Bauer Jacob Waibel von seiner Frau Catharina, einer geborenen Sieberin, ein Kindlein geboren. Es war ein Bublein, wie die alte, schon etwas doppelte Hebamme den Eltern verkündete. Das Neugeborene zeigte aber so wenig Lebenskraft, daß sein Lebenslichtlein unter den Händen der alten Amme zu verlöschen drohte. In solchen Fällen hatten früher — wie auch heute noch — die Hebammen das Recht, das Kind notzutauften. So gab also die alte Amme dem Bublein geschwind die Sä- oder Nottaufe, damit es wenigstens nicht als kleiner Heide aus dieser Welt scheide. Nach der kurzen Entscheidung des Vaters legte sie ihm den Namen Matthias bei. Als der Morgen graute, war das kleine Seelchen schon fortgeflogen in eine schönere Welt, zum großen Schmerz der Eltern.

Die Hebamme aber eilte ungesäumt ins Pfarrhaus, um pflichtschuldigst die vollzogene Nottaufe anzumelden. Der Herr Pfarrer Johann Carl Lembke — in Schlafrock und Strohschuhen — holte das große Kirchenbuch vom Regal, schnitt mit dem scharfen Federmesser eine neue Gänsefeder zurecht und trug nach den Angaben der Hebamme ein: „d. 30 t. h. 3 mat. nata eodem renata (d. h. am 30.

morgens 3 Uhr geboren und am gleichen Tag getauft): Matthias Waibel (†). Parentes (Eltern): Jacob Waibel, der Bürger dahier und Catharine, eine geb. Sieberin. Testes (Paten): Leonhard Carle, der jung; Georg Kühnle, beide Bürger; Barbara, Jacob Schneiders Ehefrau und Barbara, Georg Schweizers Wittib."

Kaum hatte das alte Weiblein die Studierstube des geistlichen Herrn verlassen, da klopfte es wiederum, und hereintrat der Kindsvater und berichtete in größter Verlegenheit, die Klappe in den schwieligen Händen drehend, dem erstaunt aufhorchenden Pfarrer:

„D, Herr Pfarrer, 's Biewli isch jo e Maidli! D' alt Hebamm het nit rächt g'legt,



unn het mr's läß g'seit. Allewiel henn mr's ercht g'sähne."

Da hieb der erzürnte Pfarrherr mit der Hand auf den Tisch und rief: „Das hab ich nun doch noch nicht erlebt! Die alte Hebamme wird immer dämlicher! Man muß eine jüngere Frau für sie nehmen, sonst macht sie noch mehr Konfusionen. Na, Alte, komme uns nur wieder unter die Augen! Ihr will ich die Leviten schon verlesen!“ Wieder ergriff er die Feder, durchstrich den Namen Matthias und schrieb Barbara darüber. Zur Erklärung für spätere Amtsbrüder aber setzte er in energischen Zügen folgende Nota dazu:

„Daß diesem Kind zuerst ein männlicher Name (Matthias) beige geschrieben worden, ist die Ursache, weilen die alte blödsinnige Hebamme in der Meinung stand, sie haben ein Knäblein empfangen und es dem Vater so angegeben hat."

Und nach kurzer Ueberlegung setzte er die Feder noch einmal an: „Der Herr verschone uns in Gnaden mit Hebammen, so da blödsinnig sind!"

*

Die Hilgenbachs.

Historische Skizze von Hubert Südekum.

Ein blutiger Oktobertag des Jahres 1813 ging zur Rüste. Ueber dem Schlachtfeld von Wartenburg standen dicke Rauchfahnen, die aus den Trümmern niedergebrannter Gehöfte emporstiegen; gelbroth flammte ringsumher der Himmel. Das Räderpoltern der vielen Karren, auf die man Tote oder Verwundete lud, klang wie dumpfes Klagen der gemarterten Erde. . .

Zwischen Wartenburg und Bleddin hielt auf einem Ager das Brandenburgische Husarenregiment. Die abgekämpften Reiter waren abgeseffen und lagen im Grase. Die Kampfeslust glimmte noch in ihren erhitzten Gesichtern, und die Stimmen waren laut und rauh.

Der junge Leutnant von Hilgenbach, einer der besten Offiziere des Regiments, saß teilnahmslos abseits auf einem Feldstein und durchwühlte, tief in Gedanken, mit dem Säbel die sandige Erde. Seine Lippen waren blaß und fest geschlossen, und in seinen Augen siebte dumpfer Schmerz. Daß es auch gar nicht enden wollte! Da ritt man die verwegenen Attacken mit, jagte in wilder Verzweiflung allen voran, um einen ehrlichen Reiter Tod zu finden; aber ihn traf er nicht, Freund Tod, den er so herbeisehnte, damit die Not endlich ein Ende habe. . .

Die Not! Sollte er denn ewig des Vaters Schande tragen? Ewig das Mitleid der Kameraden spüren, wenn sie seinen Namen sprachen? Oh, wie er seinen Vater haßte!

Vor dem unglücklichen Jahre 1806 war er stolz auf seinen Vater, den Obersten Hilgenbach, gewesen. Aber dann hatte der Oberst die ihm vom König anvertraute Festung ohne Schwertstreich den Franzosen übergeben. Und als man ihn dann aus dem preussischen Heere stieß, war er in seinem Groll zu den Sachsen gegangen. Nun kämpfte er unter Napoleon gegen das eigene Vaterland. Der Name Hilgenbach war vogelfrei für jeden Hundsfott. . .

Der junge Leutnant erschraf. Ein Husar war unbemerkt herangekommen und rief ihn zum Regimentskommandeur.

In strammer Haltung meldete sich Hilgenbach wenig später in der Quartierstube vor Major von Sohr. Von draußen klang ein frohes Soldatenlied herein. Die Schatten des sinkenden Abends erfüllten bereits das halberfchoffene Zimmer, das der Regimentskommandeur nachdenklich durchmaß. Der Alte schien nach Worten zu suchen und war sich-

lich befangen. Endlich faßte er sich und legte ihm leutselig die Hand auf den Arm: „Hilgenbach, ein kameradschaftliches Wort, eine Frage nur. Sie erhielten vor Wochen das Eiserne Kreuz für Ihre Tapferkeit vor dem Feinde — warum tragen Sie es nicht?“

Dem Leutnant farbte heiße Röthe das Gesicht. „Herr Major — Sie wissen doch. Ich fühle mich dieser Auszeichnung nicht wert.“

Der Kommandeur blickte ihn unwirksam an: „Nicht wert? Zum Kukud, Leutnant von Hilgenbach, diese Beurteilung überlassen Sie getroßt Ihrem König! Ihr Handeln erregt berechtigigte Mißbilligung.“

Hilgenbach zuckte zusammen. Dann sprudelte es ihm über die Lippen, wie ein Bach aus lang verschütteter Quelle: „Herr Major! Ich diene meinem König mit ganzem Herzen, aber ich zog in den Kampf mit dem Vorias, des Vaters Schuld zu sühnen. Schon unter Schill socht ich. Aber der Tod den ich suchte, verschonte mich. Nur ein Makelloser kann das Kreuz tragen; trüg ich es dennoch, so würde es in den Augen der Kameraden an Wert verlieren. Ich kann es nicht tragen!“

Der Major hatte sich abgewandt. War es der Schein der Brände, der über sein Gesicht zuckte? Seine Stimme war milde, aber be- zwingend: „Hilgenbach — Ihre Kameraden baten mich, mit Ihnen zu sprechen. Es ist keiner unter ihnen, der nicht für Ihre Ehre mit schärfster Waffe eintritt. Das habe ich Ihnen zu sagen. Gehen Sie. Ihre Empfindlichkeit macht Sie ungerecht. Lassen Sie den Kopf nicht hängen! Das ist nicht Reiterart.“

Nach dem Tage von Wartenburg kamen wieder Tage schweren Kampfes. Stumm und verschlossen tat der junge Leutnant seine Pflicht. Wochenlang reizte er den großen Schnitter. Da kam die Schlacht bei Leipzig.

Gerade zur rechten Zeit traf das Yorkische Korps ein. Seine Infanterie stürmte Mölfen, verlor es wieder, raffte abermals gegen das tod- und verderbenbringende Dorf. Grauensvoll wüteten die französischen Kartätschen in ihren Reihen. Immer bedrohlicher wurde hier der Kampf für die Preußen.

Währenddessen hielten die Brandenburgischen Husaren auf einer Anhöhe und warteten mit brennender Ungeduld auf den Befehl zum Eingreifen. Endlich meldete sich ein Adjutant beim Kommandeur. Major von Sohr wandte sich um: „Trompeter, zur Attacke!“

Gellend klang das Avancier-Signal in das dumpfe Getöse der Schlacht. Dann rasten die Husaren in verwegnem Ritt vorwärts. Wie eine alles verchlingende Woge brausten sie auf die französischen Karrees zu. Batterien

wurden überritten, flüchtende italienische Grenadiere wurden zusammengehauen. Dann stießen sie auf ein Seebataillon der Kaisergarde. Festgesetzt und ruhig stand das Karree. Eine furchtbare Hecke französischer Bajonnette. Die Attacke der Husaren schien zu stocken. Da erschah der junge Leutnant Hilgenbach seine Stunde. In weitem Sprung setzte er in den Stachelkranz der Bajonnette. Eine Lücke bahnte er. Sein Roß brach unter ihm zusammen. Fieberwild raffte er sich wieder auf. Die Husaren folgten ihm. Inmitten des Bataillons gewahrte er einen napoleonischen Kaiseradler. Jetzt war die Stunde der Sühne endlich da! Hilgenbach hieb sich blutend bis zu dem feindlichen Feldzeichen hindurch. Dann entriß er es dem Träger, schwang es jubelnd in die Lüfte. Im nächsten Augenblick sank er, von drei französischen Bajonetten durchbohrt, in die Knie. Sterbend übergab er noch die Siegestrophäe seinen Kameraden. Dann war es aus. Im Tod verlor sein Gesicht alle Zeichen des Grams. —

Bei Paunsdorf und Mölkau vollendete sich zwei Tage später das gleiche Schicksal der Hilgenbachs. Preussische Landwehr und russische Linieninfanterie wetteiferten in Tapferkeit. Drüben, zwischen den französischen Grenadieren stand ein gelichtetes sächsisches Regiment. Tapfer hielt es sich als letzte Stütze des französischen Marschalls. Sein Kommandeur lehnte schwer verwundet inmitten des Karrees auf einer Trummel. Es war der Oberst von Hilgenbach, der Vater. . . Das Blut rann ihm aus Stirn und Brust.

Plötzlich preschte der Adjutant des französischen Marschalls heran. Der Oberst sollte angreifen! Da richtete sich der alte Kommandeur mit letzter Kraft auf: „Nein, mein Herr! Neben Sie zurück: Nicht länger kämpfen Deutsche gegen Deutsche.“ Dann rief er ein kurzes Kommando. Trommeln kasselten. Und weiße Tücher an den Bajonetten marschierte sein Regiment zu den Preußen hinüber, hinter sich noch vier Batterien sächsischer Artillerie.

Jubelnd wurden sie empfangen. Der Oberst von Hilgenbach schleppte sich mit erlöschender Kraft vor den preussischen General: „Zweitausend Feinde hat mein König weniger. Und nun stellt mich, den Oberst Hilgenbach, vor ein Kriegsgericht!“ Zwei Stunden später hatte der Alte ausgelitten. . .

Im Preußenland steht irgendwo ein alterstgrauer Grabstein. Er erzählt von den Hilgenbachs, von Vater und Sohn, die als Feinde für das gemeinsame Vaterland starben, als Deutschland bei Leipzig die Ketten brach.

Das „Soldatenparadies“ Marokko.

Trinkwasser muß gekauft werden. Festerstrafen bei geringem Vergehen: „Plotte“ und „tombrau“.

Von Dr. R. F. Ling.

Fehrt kehren große Massen junger Franzosen in die Heimat zurück, die ihre Militärtätigkeit abgedient haben. Als sie einrückten, gingen die Geschäfte gut, jeder verdiente und man versprach ihnen, ihre Stellen offen zu halten. Was sie jetzt erwartet, ist Arbeitslosigkeit, stundenlanges Warten in den „bureaux de placements“, den amtlichen Stellennachweisen, und die Erklärung, die Lage habe sich leider so geändert, daß man sie nicht wieder einstellen könne. Denn auch in Frankreich steigt die Arbeitslosigkeit zusehends, wenn auch alle amtlichen Zahlen darüber hinwegtäuschen wollen. Schon künden Kinostadts an, daß sie Arbeitslosen gegen Vorzeigung ihrer Stempelkarte Ermäßigung gewähren. Das allein genügt schon, um das Vorhandensein einer größeren Zahl von Arbeitslosen zu beweisen. Besonders die aus Marokko heimkehrenden Leute bringen von ihrer Militärtätigkeit nicht immer freudige Erinnerungen nach Hause. Ueber die Verhältnisse dort mögen die folgenden Angaben eine Vorstellung geben.

An allen Ecken und Enden Frankreichs prangen bunte, verführerische Plakate mit dem Ausruf „Junge Leute, tretet in das Heer ein!“ Man kann sich auf zwei, drei und fünf Jahre freiwillig noch vor dem bestimmungsmäßigen Einrücken verpflichten. Ganz besonders verlockend sehen die Plakate aus, die zum Dienst in den Kolonien einladen: schöne Frauen, Meer, Wälder, Blumen usw. Mit einem Wort: das Paradies. Wie aber sieht das Paradies aus?

Es ist noch nicht lange her, daß die Militärleitung in Marokko darauf verzichtete, die regelmäßigen Rekruten bei den unausführlichen Scharmüßeln mit den Eingeborenen zu verwenden. Die öffentliche Meinung ließ es nicht mehr zu, daß militärische Dienstzeit einfach in Krieg mit Verwundung und Tod umgewandelt wurde. Jetzt dürfen also nur noch die Freiwilligen verwandt werden, die auf die schönen Plakate hereingefallen sind. Man schießt sie in Kolonnen in die

Lesungsbuch Lotzbeck!

Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

Wüste, um irgend welche Stämme zu umzingeln und zu unterwerfen. Sie erhalten zwölf Franken für den Tag (seit einigen Monaten nur noch sechs Franken), wovon sie sich selbst beköstigen müssen. Was diese Summe in Wirklichkeit wert ist, geht aus der Tatsache hervor, daß oft Trinkwasser gekauft werden muß. Ein Liter Wein kostet in jenen Gegenden sechs Franken! Als Nahrung gibt es schlechten Reis und halbrohes Hammelfleisch, auf dem sich die Fliegen ein Stelldichein geben. Dabei erhalten die Soldaten das Geld nicht einmal immer rechtzeitig. Es wird wohl richtig abgesandt, aber irgend welche auf Beförderung lungernde Unteroffiziere halten die wenigen Groschen zurück, als seien es ihre eigenen und als ob sie zu Hütern des Staatsschatzes bestellt wären. Wenn zwei Jahre herum sind, erhält der Soldat eine „Prämie“ von 1450 Franken, wird aber keineswegs auf Staatskosten aus dem fernen Marokko nach Frankreich zurückgebracht, sondern muß ein Viertel des regelmäßigen Fahrpreises zahlen. Wir wissen, daß manstellungsuchenden jungen Leuten in den amtlichen Stellennachweisen kaltblütig gesagt hat: „Warum sind Sie zurückgekommen! Hier gibt es keine Stellung für Sie. Machen Sie Kehrt!“ Dieses „Kehrt“ wäre für viele die Rückkehr in die Hölle. In einer Temperatur von 50 bis 60 Grad bleibt der Kopf nicht mehr klar, weder bei Untergebenen noch Vorgesetzten. Anstatt aber Nachsicht zu üben, hagelt es Gefängnisstrafen. Ein Soldat z. B. erhält nach langer Pause einen Brief aus der Heimat. Gerade als er zu lesen begonnen hat, kommandiert ihn der Korporal in die Küche, um Kartoffeln zu schälen. Der Soldat, auf Nachricht von den Angehörigen hungrig, sagt: „Laß mich den Brief erst zu Ende lesen.“ Behn Tage Zelle, ohne Zigaretten, mit einer dünnen Decke, die für ein Kind gerade ausreichend wäre, ist die Folge. Oder ein Soldat reklamiert seit Tagen den ihm zustehenden Sold. Er erhält immer die gleiche Antwort, er sei noch nicht eingetroffen. Ein Kamerad vom Büro verrät ihm, daß er doch da sei und nur zurückgehalten werde. Der Soldat murrend und sagt auf die Frage, woher er denn wisse, daß das Geld angekommen sei: „Ich habe es im Verzeichnis gesehen.“ Dreißig Tage Arrest wegen unerlaubten Betretens des Büros!

Ganz unerhört ist die Behandlung der eingeborenen Soldaten, die entweder nicht begreifen, was man von ihnen will, oder störrisch werden. Es gibt zwei besonders niederträchtige Strafarten für sie. Die erste ist die „plotte“. Das bedeutet sorgfältigste Aus-

rüstung, bei der jeder Knopf blitzen muß, mit Tornister, Mantel und Gewehr, zusammen 45 Kilogramm. Dann wird in der Sonne exerziert: auf, nieder, Lauffschritt. Wohlweislich sind ihnen die Patronen abgenommen worden, denn es könnte doch schließlich ein scharfer Schuß auf einen der Duälgeister losgehen! Die saubere Uniform wird natürlich schmutzig und das bedeutet anstrengendes Putzen nach stundenlangem Exerzieren. Eine Verschärfung ist das „tombear“. Das ist ein niedriges Zelt, das zu beiden Seiten offen steht, so daß die Sonne eindringen kann. Abwechselnd wird der Gefesselte gezwungen, die Füße und den Kopf für ein paar Stunden in die glühende Sonne zu stecken. Daneben steht ein französischer Soldat, der ihm mit dem Kolben beibringen muß, daß er nicht zum Vergnügen schmort, wenn der Unglückliche sich schützen will. Tut der franz. Soldat das nicht, so erwartet ihn selbst der Arrest.

Die Vorgesetzten werden fast immer zu Sausolden und Sadisten, und was das in einer Höllenglut besagt, kann sich jeder leicht ausmalen. Lange Freiheitsstrafen werden in der Betrunktheit verhängt, an die sich der Verhängende am nächsten Tag nicht mehr erinnert. Bestenfalls läßt er den Unglücklichen wieder frei, oft aber auch nicht. Irrtum gibt es nicht. Wehe, wenn ein Soldat krank wird. Er ist natürlich Simulant und bekommt als Allheilmittel eine kräftige Dosis eines Abführmittels. Stirbt er trotzdem an Schlafkrankheit oder Gehirnentzündung, so ist niemand daran schuld. Das ist die Erinnerung vieler „Freiwilligen“ an eine Zeit, zu der die schönen Plakate einladen. Die Folgen werden eines Tages zu spüren sein.

Totenprobe

Von Hermann Burte.

Das schiene mir ein Arges:
Lebendig begraben zu sein!
Drum soll an dem First meines Sarges
Ein heller Knabe schreien:
Deutschland! — Wenn ich dann schweige
Und nicht aus den Brettern steige —
Dann scharrt mich ruhig ein!